

Hans-Martin Lohmann

**Geschichte einer Liebe***Hannah Arendt und Martin Heidegger*

An dieser *Geschichte einer Liebe* ist vieles, ja das Allermeiste rätselhaft. Denn ein ungleicheres Paar als Hannah Arendt und Martin Heidegger kann man sich schlechterdings kaum vorstellen. Elzbieta Ettingers Mitte der neunziger Jahren erschienene schmale Studie *Hannah Arendt – Martin Heidegger. Eine Geschichte* versuchte sich denn auch mit der Erklärung zu behelfen, die junge Studentin sei von dem älteren verheirateten Philosophieprofessor verführt, skrupellos egoistisch ausgenutzt und in ihrer intellektuellen Entwicklung gehemmt worden – in dieser Sicht erscheint Arendt als das bedauernswerte Opfer von Machenschaften, auf die sie selbst keinerlei Einfluss hatte. Zu Ettingers ohnehin beschränkter und die Tatsachen verzerrender Perspektive, die Täter- und Opferrolle ebenso klar verteilt wie Antipathien und Sympathien, kommt beeinträchtigend hinzu, dass der Autorin seinerzeit die Erlaubnis fehlte, aus den Briefen Heideggers zu zitieren, so dass der Leser auf Ettingers freihändige Nacherzählungen angewiesen war. Erst seit der vollständigen Publikation des Briefwechsels zwischen Arendt und Heidegger im Jahre 1998 vermag man sich ein eigenes Bild von der Geschichte zu machen.

Das Buch von Antonia Grunenberg kann von vornherein zu seinen Vorzügen zählen, dass es die Rolle des Schurken nicht sogleich mit Heidegger besetzt. Der berühmte Verfasser von *Sein und Zeit* kommt bei Grunenberg nicht nur nicht schlecht, sondern vergleichsweise sogar gut weg. Das lässt sich etwa daran ablesen, dass die Autorin weitgehend darauf verzichtet, Heideggers Antisemitismus allzu sehr zu exponieren. Seine berüchtigte Bemerkung etwa über seinen Kollegen Karl Jaspers im Frühjahr 1933, dieser an

sich »urdeutsche« und mit dem »echtesten Instinkt« begabte Mensch werde »durch die Frau« – Jaspers' Frau Gertrud war Jüdin – von seiner eigentlichen Berufung abgehalten, wird ebenso wenig zitiert wie andere diesbezügliche Äußerungen Heideggers, obwohl Grunenberg die einschlägige Quelle – Heideggers Briefe an seine Frau Elfriede – in ihrer Literaturliste aufführt. Die Streichung der Widmung in *Sein und Zeit* für seinen (jüdischen) Mentor und Lehrer Edmund Husserl in der fünften Auflage des Buches von 1941 wird von der Autorin eher beiläufig erwähnt, der schmähliche Abbruch der Beziehungen der Familien Heidegger und Husserl nach 1933 gar nicht. Grunenberg tut manches, um Heidegger besser aussehen zu lassen als er tatsächlich war.

Von abwägender Kühle und entlastender Beurteilung ist auch Grunenbergs Darstellung der viel diskutierten Rektorsrede Heideggers vom Mai 1933 – sie apostrophiert ihn als einen »Text der Erregung«. Heideggers Affekt gegen die bürgerliche Gelehrtenrepublik und deren angeblich verstaubten Geist sowie gegen die demokratisch-republikanischen Institutionen des Staates von Weimar, die sich mit dem Pathos des Aufbruchs in eine neue Zeit verbanden (»Alles Große steht im Sturm«), war in dieser Sicht keineswegs eine genuine Entgleisung Heideggers, sondern wurde von nicht wenigen seiner Standes- und Zeitgenossen geteilt.

Selbst Jaspers, der in Grunenbergs Buch, nicht zuletzt wegen seiner engen freundschaftlichen Beziehung zu Arendt nach dem Krieg, in mancher Hinsicht als moralisch einwandfreier Antipode Heideggers figuriert, war für derlei Parolen anfällig, was die Autorin freilich nicht weiter thematisiert. So machte er sich

1933, genau wie Heidegger, die Vorstellung vom »Führerprinzip« zu Eigen und hätte dasselbe wohl auch an der Universität exekutiert, »wenn ich selber Rektor werden könnte«. Nach allem, was inzwischen über Jaspers' Rolle im »Dritten Reich« bekannt ist – am Ehesten könnte man sie als eine Variante der »inneren Emigration« bezeichnen –, wirkt es einigermaßen befremdlich, ihn als Vertreter des »anderen Deutschland« und des Widerstands gegen Hitler hinzustellen, wie es, merkwürdig genug, Arendt in ihrem Buch über *Eichmann in Jerusalem* getan hat, worauf Grunenberg kein Wort verschwendet. Jaspers allerdings muss man zugute halten, dass er nach 1945 als einer der wenigen Deutschen bereit war, von der eigenen Schuld zu sprechen, was ihn, wie Arendt aufmerksam registrierte, in der Tat aufs Erfreulichste von Heidegger unterschied. Arendt, die beiden Männern nahestand – sie wurde 1928 von Jaspers mit ihrer Arbeit über den *Liebesbegriff bei Augustin* promoviert –, vermochte es in der Nachkriegszeit nicht, zwischen ihnen zu vermitteln. Das einst enge kollegiale und persönlich-freundschaftliche Verhältnis zwischen Heidegger und Jaspers blieb nachhaltig zerrüttet.

Dass sich ein 35jähriger Philosophieprofessor in eine 18jährige aufgeweckte und dazu attraktive Studentin verliebt (und *vice versa*), ist alles andere als ungewöhnlich. Grunenberg schildert diese Begegnung denn auch unaufgeregt und ohne jenen moralisierenden Unterton, der sich von vornherein der Möglichkeit beraubt, die Liebe zwischen zwei Menschen als solche wahr- und ernst zu nehmen. Dass auf beiden Seiten starke Gefühle im Spiel waren, zieht die Autorin nicht in Zweifel: »Es beginnt ein leidenschaftliches Verhältnis, von dem beide wissen, dass es nicht sein darf, aber auch nicht sein kann.« Keine Rede davon, dass Hannah Arendt passives Opfer der Avancen und Attraktionen eines Älteren und Überlege-

nen war – sie war, wenn auch die Jüngere und Unerfahrenere, eine gleichermaßen Gebende und Nehmende. Grunenberg erzählt die Geschichte bis zu dem Punkt, an dem sie scheitern musste – mit Arendts Flucht aus Marburg und Heideggers gleichzeitigem rigorosen Rückzug auf *Sein und Zeit*, sein zu schreibendes *Chef-d'oeuvre*. Aber es blieb etwas, trotz aller äußeren Trennung, zurück: die Liebe. Im April 1928 schreibt Arendt an Heidegger: »Ich hätte mein Recht zum Leben verlieren, wenn ich meine Liebe zu Dir verlieren würde, aber ich würde diese Liebe verlieren und ihre *Realität*, wenn ich mich der Aufgabe entzöge, zu der sie mich zwingt.« Schwer zu sagen, ob auch für Heidegger »unsere Liebe der Segen meines Lebens« gewesen ist.

Vielleicht war es dieser von Arendt empfundene »Segen«, der sie dazu veranlasste, mehr als zwanzig Jahre später – Jahre, in denen die Welten der beiden Liebenden radikal auseinanderdrifteten – an eine Gemeinsamkeit anzuknüpfen, die es nach Lage der Dinge nicht mehr geben konnte. Für den Außenstehenden ist es schlicht unfassbar, dass die 1933 aus Deutschland vertriebene Jüdin, die längst in Amerika Fuß gefasst und sich dort als Intellektuelle und Schriftstellerin einen bedeutenden Namen gemacht hatte – dass dieses »Mädchen aus der Fremde«, die über alles im Bilde war, was Heidegger und seine Verstrickung ins »Dritte Reich« betraf, die auch seine nachträglichen Umdeutungen, Rationalisierungen und Lügen kannte (und verurteilte), mit denen er sich aus der politischen und moralischen Verantwortung zu stehlen versuchte, die erste Wiederbegegnung mit Heidegger nach Exil und Krieg als »die Bestätigung eines ganzen Lebens« ansah: ihres Lebens. Man muss, es hilft nichts, das nicht oder nur schwer Verständliche als *factum brutum* hinnehmen. Liebe kennt keinen Grund außer sich selbst. Auch Treue nicht. »Dem ich die Treue gehalten / und nicht gehalten habe, / Und

beides in Liebe« – so Arendt 1960 in einer nicht abgeschickten Widmung anlässlich des Erscheinens der deutschen Ausgabe von *The Human Condition*.

Grunenberg bettet diese laut Klappentext »unmögliche Liebe« in ein Panorama der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts ein. Erzählt wird die Geschichte vom provozierenden Einbruch von *Sein und Zeit* in die philosophische Gelehrtenrepublik der zwanziger Jahre. Von Heideggers frühen Schülern Karl Löwith, Herbert Marcuse und Hans Jonas. Von der seinerzeit zum geistigen Großereignis stilisierten Begegnung Heideggers mit Ernst Cassirer in Davos. Von Heideggers Rückzug vom Rektorat (1934) und damit von der »Tat« zum »Denken«. Und von Arendts intellektuellen und publizistischen Triumphen in den USA bis hin zur höchst umkämpften Rezeption ihres Be-

richts über den Eichmann-Prozess und die »Banalität des Bösen«. Man liest das mit Gewinn, wenngleich man sich als Leser manchmal wünscht, die Autorin würde hier und da Akzente setzen, stärker gewichten und, ja auch, einmal Stellung beziehen statt im gleichbleibenden Ton des bloßen Referierens zu verharren. Oder in den Duktus Heideggers zu verfallen: »Je älter Heidegger wurde, desto schwerer wurde ihm das Walten der Geschichte. Geschichte wurde zum waltenden Geschick«. Und war es nötig, dass die Autorin Hannah Arendts Urteil – leider nicht nur das ihre –, Heidegger sei der größte Denker des Jahrhunderts, offenbar umstandslos übernimmt?

Bedauerlicherweise erfährt der Leser nicht, warum aus Arendts erstem Ehemann Günther Stern Günther Anders wurde. Ebenso wenig, dass bei den Davoser Hochschulkursen 1929 auch Rudolf Carnap anwesend war und ein Gespräch mit Heidegger führte – ein Umstand, der für den weiteren Weg der Philosophie im 20. Jahrhundert höchst folgenreich war, wie Michael Friedman in seiner Studie über *Carnap, Heidegger, Cassirer. Geteilte Wege* eindrucksvoll dargelegt hat. Schade ist, dass Grunenberg gelegentlich in einen hässlichen neudeutschen Jargon (»angedachtetes Projekt«) verfällt, schlicht inakzeptabel, dass sie offenkundig nicht weiß, was eine Metapher ist. Aber trotz solch kleiner Schwächen und Versäumnisse ist ihr Buch das ausdrucksstarke Dokument einer unmöglichen Liebe im Zeitalter der Extreme.

*Antonia Grunenberg: Hannah Arendt und Martin Heidegger. Geschichte einer Liebe.* PIPER VERLAG, München 2006, 470 S., € 22,90.



Hans-Martin Lohmann (\*1944) ist freier Publizist in Frankfurt am Main.